

Stationen
meiner
Lebenspilgerschaft.

Don
Robert Hamerling.



(* 1830)

Hamburg 1889

Ausschnitt: **Aus der Kindheit, S. 36-48.**

„Eine Schwester meiner Mutter war an einen Beamten der Glasfabrik Georgenthal bei Gratzen in Böhmen, Namens Katzenberger, verheiratet. Die „Glashütte“ Georgenthal war ein paar Stunden hinter der genannten südlichen Grenzstadt Böhmens inmitten tiefer Wälder errichtet. Dahin kam ich mit meiner Mutter auf längere und kürzere Zeiten zu Besuch. Aus meiner engen, kleinen Welt entrückten mich diese Fahrten in eine neue, welche für mich eine weitere, und in anderer Beziehung doch wieder eine noch engere war als die meiner Heimat. Zu nächst erschloss sich mir als ein Neues, Fremdes, die ernste Schönheit des Böhmerlandes. Ich sah die ungeheuren Wälder, die meist auf ebenem Grunde sich hin erstrecken, und durch welche man stundenlang fährt, ohne eine Lichtung zu erblicken; ich sah die riesigen fischreichen Teiche, deren weithin blitzende Spiegel, im Gegensatz zu den düsteren Wäldern, der böhmischen Landschaft ein so eigentümliches Gepräge verleihen. Unvergesslich bleibt mir, wie ich eines frühen Morgens, halb schlaftrunken an der Seite meiner Mutter im Wagen sitzend, eine nebelgraue Mauer bemerkte, deren Höhe nicht abzusehen war, und längs welcher wir lange Zeit dahinfuhren. Es ergab sich, dass diese graue Mauer die in frühen Morgenstunden aufsteigende Dunstmasse eines großen Teiches sei, an welchem der Weg dicht vorüberführte.

Der Ort Georgenthal bestand außer der Glasfabrik nur noch aus den Wohnungen der Bediensteten und Arbeiter derselben. Diese Wohnstätten waren aus Holz und trugen den Charakter des Improvisierten an sich, gewährten aber doch zum Theile einen sehr freundlichen Anblick. Auch die Behausung des Veters war ein Holzbau dieser Art, dessen Front fast mehr Fenster als Wandfläche hatte. Ein allzu luftiges Bauwerk sollte man denken, wenigstens für die Winterszeit, mitten in den böhmischen Wäldern! Aber mit den großen

Fenstern standen die großen Öfen und die großen Scheiter, die man in diese schob, im rechten Verhältnis.

Vor den Fenstern lag ein wohlgepflegter Garten. Er bestand fast ganz aus Rosenhecken, aber es fehlte auch nicht an Stachelbeer- und Johannisbeersträuchern und mancherlei Küchengewächsen. Der persische Sänger hat die Rosen ohne Zweifel schöner besungen als ich; aber mit größerem Vergnügen kann er als Knabe nicht in den Rosengärten von Schiras umhergewandelt sein, als ich im Rosengarten des Veters Katzenberger. Es ist ein Beweis für die Zähigkeit, mit welcher Eindrücke der Kindheit in der Erinnerung haften, dass ich noch heute diese Rosenhecken vor mir sehe und die kindische Lust nachempfinde, mit welcher ich allmorgendlich die funkelnden Tropfen aus den Rosenkelchen schüttelte, um mein eigenes Gesicht damit zu besprengen. Hier saß ich auch am liebsten und las. Dann wurde der ganze Garten für mich zur verzauberten Welt, an welche meine Phantasie ihre Märchenträume knüpfte. Aus den Rosen nickten mir Gesichter von Elfen zu und von verwunschenen Prinzessinnen, zu deren Füßen Gnomen und Kobolde in den grotesken Gestalten riesiger Gurken und Kürbisse am Boden lagen.

Im schroffsten Gegensatz zum eigenen Heim, es schien mir diese, obgleich bescheidene Stätte wie Schlaraffenland. O Himmel! da gab es immer einen gedeckten Tisch - und keine Sorge - und weiche Betten und eine trauliche, anmutige Wohnstätte: Es war das Land, wo Milch und Honig floss: und zwar im wörtlichen Sinne – beim Frühstück und beim Abendbrot.

Und ging man ins Freie hinaus, da war alles voller Wunderdinge. Es gab auf allen Wegen keine anderen Steine, als schöne, runde Kiesel, von allen Farben, meist aber rot. Damit ließ sich spielen, und man hatte nicht Taschen genug, um all' diese Kleinodien heimzuschleppen. Der Wald war nach allen Seiten in der Runde mit wenigen Schritten zu erreichen. Man stieß darin auch auf Lichtungen, mit kleinen Wiesengründen; desgleichen auf moorige Stellen, und auf – riesige Ameisenhaufen. Mit meiner kleinen Cousine Tini pflegte ich da umherzuschweifen. Einmal fanden wir einen „Karfunkel“. Ich hatte von solchen Steinen gelesen; das war gewiss einer – und wir dünkten uns unermesslich reich.

Aber – kein Paradies ohne Schlange! Sie fehlte leider auch in meinem Paradiese nicht. Sie war sogar in der Mehrzahl vorhanden. Es gab Nattern in der Gegend; Nattern von allen Farben, wie die Kiesel; auch rote. Man machte Jagd auf dieselben und warf die Erschlagenen auf die großen Ameisenhaufen im Walde, wo ihre Skelette nach wenigen Tagen sich aufs Reinlichste abgenagt zeigten.

Die Glasmacherleute trieben in Mußestunden auch den Sport, das Nattergezücht im Walde aufzuspießen, auf den Spießen heimzutragen und in die Glutöfen der Glashütte zu werfen, wo dasselbe, wenn ich meiner Erinnerung trauen darf, mit einem Knall zersprang.

Unangenehm war es, dass manches Mal solch' ein Gewürm des Morgens auf den Stufen lag, welche von der Schwelle des Hauses in den Garten hinunterführten. Aber zur Genugtuung lag da von Zeit zu Zeit auch etwas Besseres: ein Hase, oder gar ein Reh, oder ein anderes Wild, das ein freigebiger Jäger oder Wildschütz gespendet hatte – als Angebinde zu Festzeiten oder Namenstagen im Hause des Vetter. Auch Fische bekam der Vetter oft geschenkt. Er hatte in der Gegend unzählige Freunde, als intelligenter und jovialer Mann, der auch die Gitarre zu spielen und Waldhorntöne so täuschend mit vor den Mund gehaltenen Händen nachzuahmen verstand, dass alle Welt sie für wirkliche nahm.

Ja, es gab Schlangen in diesem meinen Paradies, und – Wespen auf dem Dachboden! Der Dachboden war natürlich ein Raritätenladen, eine Schatzkammer, ein Bazar – aber versteckt zwischen dem wunderbaren Gerümpel klebten tückische, unausrottbare Wespennester! Das fügte jedoch zu den sonstigen Reizen des Ortes noch den des Unheimlichen, Bedrohlichen und deshalb doppelt Anlockenden hinzu.

Auf diesen Dachboden wurde täglich nach Tische das zwei- bis dreijährige Mariechen schlafen geschickt, weil es da am stillsten war, und sie selbst es durchaus wollte. Es musste sie aber Jemand begleiten, damit sie sich nicht fürchte, und damit während der Siesta keine Wespe sie steche. Niemand übernahm dieses Wächteramt lieber als ich. Da ich aber mehr auf den schlummernden Blondkopf als auf die Wespen sah, so lullten die regelmäßigen süßen Schlummeratemzüge der Kleinen meist mich selber neben ihr in Schlaf und es blieb den himmlischen Schutzengeln überlassen, uns zu behüten. Die fanden das aber gar nicht einmal nötig; denn die Wespen selber schliefen, und die Lüfte draußen schliefen, und der ganze große, tiefe, weite Wald ringsumher stellte sein Rauschen ein und schlief in der Mittagsstunde.

Dieselbe aus Holz gezimmerte Wohnstätte, in welcher das Heim des gastfreundlichen Vetter sich befand, umschloss auch noch ein paar andere Wohnräume. Um die Ecke biegend hatte man die Wohnung des Vergolders vor sich. Bei diesem, dessen Beschäftigung es war, die Ränder geschliffener Prachtgläser zu vergolden, auch sonstigen Farbenschmuck an Gläsern anzubringen, mich aufhalten zu dürfen, gereichte mir immer zu besonderer Freude. Es roch in diesen Räumlichkeiten immer so köstlich von Firnissen und allerlei Tinkturen. Und es stand da immer alles voll von Prunkgefäßen, bemalt und goldberändert, von schöngeformten Pokalen, klein und groß, von merkwürdigen, herrlich geschliffenen Flaschen und Fläschchen, von Kristallgläsern, die auch einen ganz anderen Klang von sich gaben als gewöhnliche Gläser, und die, wenn man mit dem Finger über die Ränder strich, so rein und so wunderfein nachtönten, wie Silberglocken. Ein Alchimist des Mittelalters in seinem Gemache hätte mir nicht größeren Respekt einflößen können, als dieser Vergolder in dem seinigen. Setze ich doch voraus, dass er auch das glitzernde Gold, mit dem ich ihn hantieren sah, so nebenbei selbst mache!

Neben der Behausung des Vergolders befand sich in diesem Holzbau noch die Wohnstube des Hirten, welcher die wenigen Kühe und Ziegen der kleinen Waldansiedlung tagüber auf dem Grasanger am Rande des Waldes zu hüten hatte. Seine bei ihm lebende Mutter war ein *über hundert Jahre altes*, hohes, stämmiges Czechenweib, das nicht deutsch verstand, und das sich, seinen hundert Jahren zum Trotz, noch fleißig damit beschäftigte, Schwämme, Holz, Reisig zu sammeln und heimzutragen. Es war eine Gestalt wie aus Urzeiten. Eines Mittags sahen wir sie mühselig *hinkend* mit der Last auf dem Rücken aus dem Walde zurückkehren. Sie war von einer Natter in den nackten Fuß gestochen worden. Aber Nachmittags ging sie doch schon wieder in den Wald.

Dem Tun und Treiben in der „Hütte“ selbst, wo das Glas gemacht wurde, konnte in so frühem Alter mein Auge natürlich noch nicht mit praktischem Verständnis folgen. Aber auf meine Phantasie wirkten diese, wie Höllenrachen im weiten, dämm'rigen Raum der Hütte lodernden, funkensprühenden Glutöfen; ich sah das feurig flüssige Glaselement in seinen brodelnden Hexenkesseln; ich sah, wie die emsig schaffenden Gesellen Teile der zähen Glutmasse an der Spitze langer, dünner Rohre geballt hin- und hertrugen und funkelnde Kreise im Halbdunkel damit beschrieben; ich sah, wie sie durch Einblasen des Atems in das Rohr die Masse zur hohlen, länglichen Blase erweiterten, und wie die geschmeidigen Blasen dann mit wenigen Handgriffen zu Gläsern, Bechern, Flaschen u. s. f. gestreckt, gedrückt, gekrümmt und geschnitten wurden. Und mein naives Erstaunen erregte es zumeist, dass die glühenden Glasgemenge und Glasgebilde aus den heißesten Feuerschlünden in angeblich etwas weniger heiße, aber doch nicht weniger infernalisch flammende gebracht wurden – zur *Abkühlung!*

Ich glaube, dass ich vom Element des Feuers hier, wo ich es so im Großen, so gewaltig vor Augen hatte, maßgebende Eindrücke erhielt, und dass ich es hier lieben und verstehen lernte, wie später am Meer das feuchte Element.

Mit lebhaftem Interesse trieb ich mich auch in den abgesonderten, luftigen und hellen Räumlichkeiten der *Glasschleifer* umher. Da sah ich bescheidene, ärmliche, fast ungebildete Menschen den langen Tag über, auf ihre Sitze vor den Schleifgeräten festgebannt, all' ihr Bemühen darauf richten, zum Schmuck und zur Freude der Welt etwas Schönes, Mangelloses, Formvollendetes herzustellen, in sprödes Glasgebilde feinen, regelrechten Zierrat einzuschleifen. Die höhere Stufe dieses Kunsthandwerks verlangt ein scharfes Auge, eine geübte Hand, Geduld und einen lebendigen, mit Aufmerksamkeit auf sein Ziel gerichteten Formsinn. Mehr instinktmäßig als denkend empfand ich Achtung und Sympathie für die Tätigkeit dieser anspruchslosen Menschen im Dienste des Schönen. Eine Vorliebe für tadellos feingeschliffene Gläser ist mir von daher bis auf den heutigen Tag geblieben.

In der Nähe der Glasschleiferwerkstätte waren zwei andere Räumlichkeiten errichtet: die Schenke und die Schule, in welcher letzterer die Kinder der Arbeiter und Bediensteten der

Glashütte unterrichtet wurden. Ich besuchte diese Schule ebenfalls, wenn unser Aufenthalt in Georgenthal etwas länger währte. Der Lehrer, ein eigentümlicher und zu Zeiten auch lustiger, zu Schelmenstücken aufgelegter Kauz, war alle Sonntage bei Vetter Katzenberger zum Mittagsessen geladen. Er und der Vetter leisteten auch sonst einander oft Abends etwas lange in der Schenke Gesellschaft, und vertrugen, als muntere Kumpane, sich sehr gut miteinander. Vielleicht war aber eben deshalb die Ehefrau des Veters dem Lehrer weniger hold: Tatsache ist, dass sie und meine Mutter einerseits – beide Schwestern waren noch junge, daher auch einem gelegentlichen Scherz nicht abgeneigte Frauen – der Schulmeister andererseits sich gerne neckten und einander kleine Streiche spielten. Eines Sonntags machten der Vetter und die beiden Frauen in seiner Gesellschaft einen großen Ausflug, wobei er als Wegweiser diente. Er führte aber die kleine Karawane auf dem Heimweg die ganze Sommernacht im Wald in der Irre herum, so dass man erst bei Tagesanbruch todmüde nach Hause kam, und dann gestand er mit einem Lachen, in welches der schelmische Vetter mit einstimmt, er habe das nur den beiden Frauen zum Schabernack getan. Darüber waren diese empört und schwuren ihm Rache. Der Racheplan, den sie ersannen, ließ an Grausamkeit nichts zu wünschen übrig. Der Namenstag des Schulmeisters war gekommen. Die tückischen Schwestern beluden einen Teller mit einem abgenagten Schinkenknochen, Käserinden, schimmeligen Brotkrusten, einem Krauthaupt, etlichen Brennnesseln u. dgl. Dann schlugen sie den Teller in ein großes weißes Tuch ein, und die damit abgesandte Magd überreichte ihn dem Lehrer in der Schulstube, wo er eben Schule hielt – es war zugleich seine Wohnstube – mit einer „schönen Gratulation von Frau Katzenberger“, und man bitte ihn, das kleine Angebinde für seinen Mittagstisch anzunehmen. Mit vergnügtem Gesichte und höflichstem Danke nahm der angenehm Überraschte den Teller an den vier Tuchzipfeln so, wie er ihm entgegengehalten wurde, und stellte ihn vorläufig auf das Fenstergesimse. Die Schuljugend machte dabei lange Häse und der Lehrer selbst konnte sich der Neugier nicht ganz erwehren: die vier Zipfel öffneten sich ein wenig, und hervor lugten der Schinkenknochen, das Krauthaupt, die Käserinden u. s. f. Man stelle sich das Gesicht des Enttäuschten vor, und das unterdrückte Gekicher der Schuljungen mit ihren langen Häsen und Zähnen! Wütend stürzte der Arme nach beendigtem Unterricht in die Schreibstube seines Freundes Katzenberger und schwur, es sei zu arg. Das gab dieser vollkommen zu, riet ihm aber, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Wirklich stellte der Beleidigte nach einiger Zeit sich versöhnt und schien den bösen Streich vergessen zu haben; aber nur um seinerseits wieder gelegentlich einen solchen den beiden Frauen – mit einem angeblich im Walde entdeckten Hummelnest – zu spielen. So gab ein Scherz dem andern die Hand.

Ungeneigte Leser werden die Nase rümpfen über diese kleine Episode – sie beweist aber, dass es auch in diesem abgelegenen romantischen Waldwinkel nicht fehlte an guter Laune, Mutwillen und kecker Lustigkeit.

An Sonntagen wurde in der Schenke oft musiziert und getanzt.

Ich habe an einem Sonntagabend einmal in dieser Schenke – gepredigt. Ich war anwesend mit meiner Mutter und der Familie des Veters. Da kam die Rede auf das, was man meine „Talente“ nannte. Es hieß, dass ich schon recht gut zu predigen verstünde. Davon wollten schließlich sich die Leute an Ort und Stelle überzeugen. Ich wurde aufgefordert, eine Predigt zu halten, und ich entschloss mich, wiewohl nicht ohne Zögern, dem Verlangen zu willfahren, indem ich zu diesem Behuf einen Stuhl bestieg. Die Predigt fiel etwas kurz aus, aber die Meinung der Zuhörerschaft äußerte sich doch übereinstimmend dahin, dass ich gewiss einmal Bischof werden würde. Vorläufig bekam ich von einem der Anwesenden einen Zwanziger geschenkt.

Verfehlte auch das, was ich im weiteren Bereich dieser Ansiedlung sah und erlebte, seine Wirkung auf mich nicht, so blieb die Hauptsache für mich doch immer das trauliche Heim des Veters mit seinen duftigen Rosensträuchern vor den breiten, hohen Fenstern, und die eigentümliche Natur ringsumher, die auf mich wirkte, bei Tag sowohl, als auch wenn der Mond aufging über den weiten dunklen Wäldern, und die Gitarren- oder Waldhorntöne des Veters von den offenen Fenstern hinausklangen in die stille warme Sommernacht.

Es waren ohne Zweifel die schönsten Tage meiner im ganzen trüben und entbehrungsvollen Kindheit, welche ich da verlebte. Wie klopfte mir das Herz vor Freude, wenn so ein Morgen anbrach, an welchem wir, wie der übliche Ausdruck lautete, „in die Hütte fahren“. Welch' ein Zauber umwob für mich das Wort: In die Hütte!

Man glaube nicht, dass ich auf die Glücks- und Genussmomente jener Tage und meiner Kindheit überhaupt zurückblicke wie auf eine überwundene kindische Phantasterei und Schwärmerei. Ich bin heute noch der Meinung, dass, welche Rolle auch die Phantasie dabei im besonderen spielen mochte, im großen und ganzen doch das Wesen der Dinge zu mir sprach. In einer an Drangsal, wie gesagt, nicht armen Kindheit hatte sich immer noch ein Spielraum gefunden für die Betätigung einer angeborenen, schönheitseligen und optimistischen Stimmung, einer Stimmung und Weltanschauung, die mir treu geblieben, und die das – sattsam auch selbst erprobte – Leid der Welt seinem vollen Umfang nach nicht verkennt, aber noch weniger das ewig Überwiegende der Schönheitsfreude und der reinen Daseinsluft.

Die Natureindrücke, die ich an der geschilderten Stätte erhalten, fanden einen Nachklang in dem Festgedicht, das ich im Jahre 1881 dem achtzigjährigen Egon Ebert zugesungen:

„Als ich ein Knabe noch war, ein freier,
Sah ich die Forste des Böhmerlands,

Strahlten mir seine silbernen Weiher
Tief in die Seele geruhigen Glanz.

Ruht' ich dann unter den Bäumen, zu lauschen,
Kaum von den einsamen Raben gestört,
Hört' ich ein mächtiges Urwaldrauschen,
Tief, wie ich kaum es wieder gehört.“

Man denke sich nun das Gefühl, das mich überkommen musste, als ich vor mehreren Jahren auf meine gelegentliche Erkundigung, wie es um Georgenthal stehe, die Antwort erhielt, dieses Georgenthal – existiere nicht mehr. Man hat die Fabrik aufgelassen – die hölzernen Wohnstätten abgebrochen. Der Wald ist wieder über die Stätte hingewachsen, und ernste Tannenstämme ragen, wo die Rosensträucher standen, an denen das Auge des Knaben sich erquickte. Verschwunden ist die Stätte, verschollen, wie meine Kindheit selbst.“

Georgenthal, Jiříkovo Údolí, errichtet 1774 von Graf Johann von Buquoy.

Ab 1. Juni 1851 an die Firma Stölzle verpachtet. Siehe Geschichte der Herrschaft Gratzen, S. 399.